

Posten
Stoffe
von heute ab
Mtr. 1,60 M.
unter Preis.
Verkauf
1. Etage.
nstrasse.

gregation
Verkündigung.
robo.
ländischer
n-Verein.
den 11. März cr.
le des Kreisban-
olungsfunde
mariterbenie ausgo-
abhalten. Die be-
n werden zur Theil-
Stunde hiermit ein-
Der Vorstand.

esia,
ischer Kaufleute.
Beschreibung we-
am dem am 22. cr.
dage.
Ertheilen Bittet
Der Vorstand.

Eintracht!
merstag Abend:
in der Proben.

inische
len-Gr is

Clarenberg
bei Köln.
Wanich kostenfrei.

hagenfabrik
orwald.
innen
rgen
ranco.)
hnen.
ranco.

aben
mehr, wenn Sie
melle schwere and
Rablaner, b. i.
blodium,
s per Carton nur
acht zu haben bei
bb Breuer,
damerstr. 7.

Salomon,
18 Ctr., schön,
belle Camale,
namen, Ralte,
bäume hat
Webelinghoven.

Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Größte und meistverbreitete Zeitung der Kreise: Neuß und Grevenbroich.

Redaction: Jol. Gruenau.

Expedition: Neuß, Markt 15.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei.

Die Neuß-Grevenbroicher Zeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage; Samstags in 2 Nummern und als Gratisbeilage das 54. Centrausblatt.
Preis pro Quartal in Neuß durch Boten ins Haus gebracht, auswärts an der Post abgeholt M. 1.75.
Das illustrierte Sonntagsblatt wird den Abonnenten gegen einen Mehrbetrag von 20 Pf. pro Quartal beigegeben.

Inserate finden durch die Neuß-Grevenbroicher Zeitung die weiteste Verbreitung und bei dem kauschäftigen Befehlshaber unseres Blattes die beste Wirkung. Preis für die 6-spaltige Zeile oder deren Raum 15 Pf. Bei größeren Annoncen und öfterer Wiederholung entsprechende Abatt. Anzeigen erbeten an die Expedition bis 7 Uhr Abends für die Nummer des folgenden Tages. Annoncen-Aannahme durch alle bewährten Annoncen-Expeditionen.

Mr. 56.

Donnerstag den 11. März 1897. (Hofina.)

24. Jahrgang.

Die neuen Flottenpläne.

In der Budgetcommission des Reichstags nahm am Dienstag Nachmittag in der fortgesetzten Beratung des Marineetats wieder Referent Dr. Lieber das Wort. Er wollte auf die Ausführungen des Staatssekretärs Hollmann nicht näher eingehen, da dieser ja selbst zugegeben habe, daß der Flottenplan von 1873 vom Reichstage formell niemals genehmigt worden sei. Die Substitution der Panzer W und X sei willkürlich und schließe eine erhebliche Vertheuerung in sich. Die Denkschrift von 1873 habe keinen Hochsee-Offenstrikrieg ins Auge gefaßt, das müsse er Herrn Dr. Hammacher gegenüber bemerken. 1867 habe man allerdings an eine große Entwidlung und Offenstrikrieg gedacht, aber 1873 nicht mehr. Nach den großen Siegen von 1870/71 sei man etwas besonnener geworden, wie das immer nach großen Erfolgen der Fall sei. Wie denke sich Herr Dr. Hammacher die Erledigung der Deckungsfrage? Es wäre ihm lieb, hierüber in bindender Form eine Antwort zu erhalten. Auch hierüber müsse klarer Wein eingeschenkt werden. Wie wolle man das dem Volke plausibel und schmackhaft machen? Abg. Richter bestritt, das Verhältnis des Staatssekretärs der Marine zum Admiralstab unrichtig beurteilt zu haben. Er habe sich die betreffende Äußerung des Admirals Hollmann sofort notirt. Der frühere Chef des Admiralstabs v. Tirpitz, der allerdings mittlerweile eine andere Verwendung gefunden, habe seiner Zeit nur 3 Panzer verlangt, womit das Marineamt nicht einverstanden gewesen sei. Heute werden 5 Panzer gefordert. Erklärungen nach der persönlichen Seite hin könne man niemals befriedigen Glauben schenken. Das bedeute kein persönliches Mißtrauen, das liege in der Eigenart der Verwaltungen. Früher habe man dem Abg. Richter und ihm von konservativer Seite einmal den Vorwurf gemacht, daß sie in ihren Forderungen für die Marine zu weit gingen. Jetzt habe er aber die Marine schon für zu weit entwickelt, daher seine sachliche Opposition gegen die Flottenpläne. Man dürfe ihn aber deshalb nicht zum ausgesprochenen Feind der Marine stempeln, ebenso wenig sei er ein persönlicher Gegner des Admirals Hollmann. Das rasche Tempo müsse allerdings in Erwägung stehen. Bisher habe man nur mit zwei Divisionen mit acht Panzern gerechnet.

Jetzt sollten alle Panzerfahrzeuge erster Klasse sein, auch ein Widerspruch zur Denkschrift von 1873. Schulschiffe habe er niemals als Schlachtschiffe verwandt wissen wollen. Ein Bedarf an Schulschiffen würde überhaupt in absehbarer Zeit nicht eintreten. Mit den Kreuzern erster Klasse trete gerade die „Weltpolitik“ in Erscheinung. Die Denkschrift von 1892 gebe zu solchen Plänen keine Handhabe. Man möge doch einmal die russischen Schiffe mit ihrem Alter nennen, da würde man auch in der russischen Marine manchen „alten Burschen“ erblicken. Aus einer Denkschrift des Herrn v. Stosch gehe hervor, daß unsere Armee vollständig zum genügen Schutz unserer Küsten ausreiche. Wir stehen vor demselben offiziellen Lärm wie 1893 wegen der Militärvorlage. So sei auch der gestern angelegene Artikel des Spectator von den Kreisblättern bereits ausgebeutet worden, um die Agitation das Geld komme, entziehe sich seiner Beurteilung. In der freitlichen Frage habe Bismarck in den „Hamburger Nachrichten“ das richtige Wort gesprochen, der Artikel zeige ganz den Stil der Bismarckschen Feder. Diese Art der auswärtigen Politik, die fürst Bismarck vertritt, schade die deutschen Erwerbsinteressen auf das Bedenklichste. Er, Richter, habe stets, mit ganz seltenen Ausnahmen, die auswärtige Politik Bismarcks unterstützen können, sie sei namentlich groß in der Enthaltensart gewesen. Mit Kanonen könne man den Handel nicht forciren. Abg. Dr. Baehem: Ich habe nur auf die französische Finanzlage hingewiesen, weil von anderer Seite die französische Flotte fortwährend mit unserer Flotte in Vergleich gestellt wird. Abg. Dr. Hammacher will mit Baehem nicht über die französische Volkswirtschaft streiten, der dortige Reichtum werde oft falsch beurtheilt. Abg. Richter habe die deutsche Politik im Orient verurtheilt, aber diese Politik werde vom Reichstage gebilligt. Die Sache habe übrigens mit der Flottenfrage nichts zu thun. Dr. Lieber sei auf die früheren Denkschriften zurückgegangen. Aber in der Denkschrift von 1873 sei auch gesagt: „Neben den Torpedos bedarf es dann noch schwimmender und Landbatterien, um die locale Vertheidigung zu führen, und endlich einiger größerer Schiffe (Ausfallschiffe), um unsern Küstenhandel die Wege offen zu halten und die Blockade unserer Häfen möglichst zu erschweren.“ Seine Bewilligungen würden sich stets im Rahmen des Abg.

stischen bewegen, das heißt nach Maßgabe der verfügbaren Mittel. Er engagire sich nicht auf alle Fälle, wolle vielmehr jede einzelne Forderung gewissenhaft prüfen. Die Erklärungen des Grafen Poladowski hätten ihn durchaus befriedigt, der Herr Staatssekretär hätte gar nichts Anderes erklären können. Abg. v. Solmar (Soc.): Wenn man hier auch nichts von Weltpolitik wissen wolle, so werde eine solche doch an maßgebender Stelle außerhalb des Parlaments gewünscht. Mit Frankreich dürfe man sich nicht vergleichen. Gerade mit seiner Flotte habe Frankreich sich überall eingemischt und viel Unheil angerichtet. Die Socialdemokraten seien gegen jede chauvinistische Politik, sollte aber unser Vaterland von außen angegriffen werden, so würden sie stets für das Vaterland eintreten. — Hierauf wird die Generaldebatte geschlossen. Mittwoch Vormittag soll in die Specialberatung des Extrabudgets eintreten werden. In der Denkschrift über die Entwicklung der Flotte, welche im vorigen Frühjahr Contre-amiral Tirpitz, damals Chef des Stabes des Oberkommandos der Marine, verfaßt hatte, war, wie der „Hann. Cour.“ in Erinnerung bringt, der Neubau von nur 3 Panzerschiffen erster Klasse und 7 Kreuzern im Gesamtwerthe von 151 Millionen M. vorgeschlagen. Die spätere Behauptung, der Kaiser habe die Tirpitz'schen Vorschläge verworfen, weil sie ihm nicht weit genug gingen, finde jetzt eine indirekte Bestätigung durch die der Budgetcommission vorgelegte Denkschrift, welche eine noch größere Anzahl neuer Schiffe als nötig bezeichnet. Eine Weltpolitik ist eben vom Ministerthum verstanden worden. Deutschland soll sich noch weitere Milliarden aufleihen, damit wir vermittels unserer Flotte auch in den exotischen Gewässern „den Dammern aufs Auge drücken können.“ Der „weltpolitische“ Hintergrund der Flottenpläne muß den Reichstag noch ganz besonders zu entziffern, unbenutzbar Abwehr veranlassen. Was kommen, was da will, die Volksvertretung muß ihre Pflicht thun! Das fordert nicht bloß das Interesse der Bürger, welche die Lasten zu tragen hätten, sondern auch die Sicherheit des Vaterlandes. Denn solche Ausschreitungen in Flotte und Weltpolitik gefährden unsere Wehrkraft zu Lande, von der doch Sein — oder Nichtsein abhängt! Es klingt wie eine Ironie des Schicksals, schreibt die „Korrespondenz für Centralasi.“ das

die Budgetcommission in der Zwischenzeit der Marineberatung das Schuldenentwässerungsgesetz erledigte. Erst beschließt man eine Schuldenentwässerung mit Löffeln, dann muß man einen todsicheren Flottengründungsplan beraten, der uns neue Schulden mit Schöpfeln zumessen will. □ Zur Lage im Orient. Die Großmächte sind wieder einmal „einig“, in der Behauptung nämlich, Griechenland's Antwort sei unbefriedigend. Inhaltlich war diese Antwort schon in der ganzen Welt bekannt, als sie den einzelnen Regierungen überreicht wurde, alle Welt wußte, daß Griechenland sich weigerte, seine Truppen und Schiffe bedingungslos, wie verlangt worden war, von Kreta zurück zu ziehen. Trotzdem können die „einigen“ Großmächte, wie angeblich, gegen Griechenland noch nicht ohne Weiteres vorgehen, es muß erst festgestellt werden, daß Griechenland's Antwort nicht befriedigend ist, und dann wird noch einmal verhandelt, was nunmehr zu geschehen habe. Die Nichtbefriedigung wird gegenwärtig gerade von Cabinet zu Cabinet festgestellt werden, in der Zwischenzeit wird ein „Ocean von Druckeriswärgen“ vergossen, wie Bismarck sich ausdrücken würde, um weiter für und gegen Griechenland zu schreiben, dann endlich — werden die Mächte wohl nur Kreta besetzt halten, wo bereits die Landung der europäischen Truppen begonnen hat, und Griechenland wird ungeschoren bleiben. Immer nachdrücklicher warnen Blätter, die zuerst der etwas vorläufigen deutschen Action bedenkenlos zugestimmt, vor Ueberstürzung und mahnen zur Zurückhaltung. Die Vetheiligung Deutschlands an der kretischen Operation, wird in den „Hamb. Nachrichten“ des Fürsten Bismarck erklärt, sei für die Erhaltung des europäischen Friedens nicht notwendig gewesen. Die „Hamb. Nachrichten“, die sich bisher in dieser Frage kaum geäußert, betrachten den europäischen Frieden überhaupt nicht durch die kretische Frage als bedroht, wie dies die Pariser Blätter thun. „Sedenfalls,“ heißt es dann weiter, „werden unsere Bedenken gegen die prononzierte Act der deutschen Vetheiligung an der kretischen Action durch den Verlauf, den die Dinge genommen haben, als gerechtfertigt erwiesen. Gätten wir uns zurückgehalten und die anderen Mächte sich die Finger verbrennen lassen, so würde unsere Situation zweifellos sehr viel bequemer und vor-

Die Kinder des Schusters.

Von H. Tenfelde-Schuppe.

Nachdruck verboten.

(Schluß.)
Der Vater ließ das noch so hingehen, denn er hatte ja noch Löcher spezialirt. Als aber der Baron von Spallart seiner Tochter die Cur machte und Hermine ihn so gar nicht beachtete, da ging das Drängen von der Elternseite los, namentlich war es der Vater, der es am stärksten betrieb. Nun kam aber das Schlimmste. Baron von Spallart erschien eines Tages in der sogenannten „guten Stube“, einem wahren Brantkammer, reich an geschmackloser, überladener Pracht des Schusters Sterlich, und hielt in aller Form am die Hand Hermine an. Der junge Mann galt für sehr „aufgeklärt“, beachtete die Kirche schon gar nicht mehr und besaß überhaupt nichts Einnehmendes in seinem ganzen Wesen. Er schien durch und durch Gemeinlich zu sein und wollte das reizende Goldfischchen fangen, am seine Verhältnisse noch glänzender zu gestalten. Natürlich befaß die holde Persönlichkeit Hermine's gegenüber auch Anziehungskraft für ihn; sie war ihm aber nicht die Hauptfache. Der Schuster fühlte sich dieser geschmeichelt. Der Gedanke, seine Tochter als Baronin von Spallart zu sehen, verjagte ihn in Entzücken. Vorläufig konnte er dem vornehmen Freier nichts anderes versprechen, als mit seiner Tochter über die Sache zu reden. Er selbst gab sofort mit Freuden seine Einwilligung. Hermine war entsetzt über den Antrag. „Also hat es der freche Mensch doch gewagt, nachdem ich ihm zur Genüge gezeigt, daß er mir vollständig gleichgültig ist,“ sprach sie. „Nie und nimmer werde ich ihn heiraten.“ Nach Frau Sterlich geberdete sich untrüglich wegen Hermine's Weigerung. Das junge Mädchen hatte jetzt nur noch den einen Gedanken: „Fort zur Großmutter.“ Und diesen führte sie auch baldigst aus, ohne daß Vater und Mutter ihre Flucht sofort bemerkten. Sie hinterließ auch noch einen Bittel: „Ich bin zur Großmutter gereist, verzeiht mir liebe Eltern, aber Euer Drängen kann ich nicht ertragen. Dort in B. will ich noch einmal alles überlegen.“ Der letzte Satz hatte sie nur hingeworfen, um nicht gar zu schmerz zu ergehen. Sie wußte sehr wohl, daß sie ihren Entschluß in betreff der Heirat nicht ändern würde.

Als die Eltern Hermine's Flucht ertheilten, waren sie nicht gerade erschüttert. „Weder ist's das Beste“, meinte Frau Sterlich, „die Mutter spricht am Ende noch ein vernünftiges Wort mit.“
„Daranz hoffe Du nicht“, verzehrte der Schuster. Die Mutter hat das Mädel verdröben, hat ihm überspannte Fäden in den Kopf gesetzt; die flücht mit ihr ein und daselbe Horn und wird sie nur in ihrem Eigensinne befestigen. Aber mir ist's ganz recht, wenn ich den widerpersönlichen Dalg jetzt eine Zeit lang aus den Augen habe. Ich könnte mich sonst an ihm lang an greifen. Auf diese Weise ist auch der Herr Baron noch hinzubringen, der sonst doch auf eine baldige Entlohnung dringen würde.“ „Es ist ein Jammer mit den Kindern.“
„Der Bube sieht schon ganz elend aus.“
„Was? Da hast wohl noch Mitleid mit ihm? Das kommt Alles vom Verschulden.“
Der Zeitpunkt des Abtritts-Examins war für Edward erschienen. Gleich und niedergebunden machte sich der Jüngling auf den Weg zum Prüfungsaale. Adolf sah ihn noch kurz vorher und reichte ihm theilnahmsvoll die Hand.
„Waffen Sie auf“, flüsterte Edward ihm zu, „es gibt ein Unglück; ich falle jedenfalls durch.“
„Haben Sie nur Muth und Vertrauen.“
„Ich verweigere Sie, mein Unglück erwartet mich.“ Edward hatte Recht gehabt. Er fiel durch's Examen. Mit dem Andenke der Verzeihung stand er da, als ihm das Urtheil verkündet wurde. Die Lehrer betrachteten ihn mitleidvoll. Der Religionslehrer trat an ihn heran und sagte einige tröstende Worte zu ihm: „Verzagen Sie nicht, lieber Sterlich. Sie müssen nur einen anderen Versuch ergreifen, dann können Sie noch ein nützlicher Mensch werden und Sie werden froh und zufrieden dabei sein. Sie sind noch jung — reden.“
Edward wollte heraus aus dem Gymnasium. Raum wollte er, wohin er seine Schritte lenken sollte. Nach Hause? Oder in's Wasser? Wie im Traum ging er langsam über den Hof einige Schritte nach der Richtung seiner elterlichen Wohnung zu. Da sah er von Weitem seinen Vater stehen, wie er nach ihm anfragte, bereits ungeduldig die Entlohnung erwartend. Der Vater hatte Edward noch nicht erblickt, weil viele andere der Abtrittsanten, Lehrer, Vater ihm vorangingen. Edward fühlte sich nun von furchtbarem Angst beim Anblick des

Vaters gepackt. Rasch kehrte er um und eilte schwan- tendes Schrittes zurück durch den Gang des Gymnasiums, dann in den Hof, von wo eine Thür hinaus in's Freie führte. Dort holperte er durch eine Kaskaden immer weiter, bis er die Stadt vollständig im Rücken hatte. Weiter Sterlich wandelte nun langsam Schrittes auf das Gymnasium zu; doch als er sah, daß seine Aengen mehr aus der Wüste strömten, drehte er um. Sein Gesicht drückte bereits verärgerte Wuth aus. Nach al' dem, was vorangegangen, konnte er kaum zweifeln, daß Edward durchgefallen; doch hatte er bis zu diesem Moment nicht alle Hoffnung aufgegeben. Edward's verzerrte Miene ließ ihm aber doch das Schlimmste als Gewißheit erscheinen, denn, wäre der Dummheit durchgekommen, so wäre er nur so nach Hause geflogen, sagte er zu sich selbst. In seiner Wohnung angekommen, erklärte er nur das befohlene Gesicht seiner Wäntin.
„Wo bleibt Edward?“ fragte sie ängstlich.
„Weiß ich's?“ entgegnete sornentbrannt der Schuster. „Jedenfalls hat er einen schmachvollen Durchfall erlebt — und fürchtet sich nun vor mir zu erscheinen. Vielleicht ist das laubere Würdigen auch gar Großmutter angesehen. Ich hätte ihm gern mit dem spanischen Stöckchen einige aufgeschüttelt.“
„So will ich doch gleich an die Mutter schreiben und auftragen“, bemerkte die Frau.
„Das wirst Du häufig bleiben lassen,“ antwortete Sterlich. „Wir werden dem Bengel doch nicht nachlaufen, wo möglich ihn steifend bitten, zu uns zurück zu kehren. Nein, an ihm ist es, daß er sich meldet. Auf den Armen müßte er herangerufen kommen.“
Es vergingen ein paar Tage, doch von Edward brang keine Kunde in's Vaterhaus. Däfferen Antlitzes wandelte Sterlich herum. Seine Frau sah ebenfalls bekümmert aus. Wenn sie auch sonst etwas kühl und oberflächlich war, dabei pflegemäßigen Temperamentes, so hatten sie ihre mütterlichen Gefühle doch nicht ganz im Stich gelassen. Sie dachte anders wie ihr Mann, hätte dem Edward gerne das Stübchen geschenkt, besaß aber nicht Muth und Willenskraft genug, um ihrem Mann entgegenzutreten.
Am dritten Tage nach Edward's Verschwinden brachte der Briefträger einen an Edward adressierten Brief. Er war von Hermine; das erkannte man an der Handschrift.
„Also ist er doch nicht dort?“ rief die Mutter er-

stetlich hielt sich für berechtigt, den Brief zu eröffnen. Darin las er, wie Hermine an ihren Bruder schrieb:
„Wie steht's mit dem Examen? Ich bin in größter Angst deshalb. Antworte mir rasch.“
Sterlich hatte laut vorgelesen. Da füllte die neben ihm stehende Frau, wie ihr die Knie wanken. Sie mußte sich setzen. Nach Sterlich erblickte und ein Jünger überließ seinen Körper.
„Ein Unglück, ein Unglück,“ flammelte die Frau. „Du bist schuld daran, Karl — Du — Du! — O Gott, o Gott!“
Nach Sterlich hatte sich setzen müssen. Doch nun fand er erregt wieder auf.
„Adolf, Adolf,“ rief er zum Fenster hinaus in den Hof, wo sich die Arbeitsräume des Schusters befanden. Der junge Mann war sofort zu Stelle. Er hatte sich bereits seine Gedanken gemacht, da Edward mitgehen zu sehen war. Nun berichtete er seinem Herrn die letzten Worte des unglücklichen Jünglings. Frau Sterlich brach dabei in trampfhaftes Schluchzen aus. Adolf rief zu einer Annonce in die Zeitung. Der Schuster war mit Allem einverstanden. Die Annonce wurde mit Adolf's Hilfe aufgeschrieben und von dem letzten zur Zeitung bejagt. Sterlich selbst war keines klaren Gedankens fähig. Nun regte sich doch wieder die väterliche Liebe in ihm, aber auch Gewissensbisse benachteiligten ihn in furchtbare Weise.
Eine lange, düstere Zeit war für die Familie Sterlich angebrochen. Die Annonce erschien im Blatte. Einen Tag darauf traf ein Brief von fremder Hand an Herrn Sterlich ein. Derselbe war von dem Prior eines Convents darmbergiger Brüder geschrieben, dessen Hans sich in einer nahe Stadt befand. Er lautete dahin, daß ein junger Mann vor einigen Tagen von Schiffers-leuten an dem Wasser gezogen worden sei, in welches er wahrscheinlich in selbstmörderischer Absicht sich gestürzt hatte. Derselbe wäre bewußtlos in das Haus der darmbergigen Brüder gebracht worden. Dort zwar zum Leben zurückgekehrt, wäre aber sein Bewußtsein noch nicht wiederhergestellt. Er befände sich in den höchsten Fieberphantasmen. Die in der Annonce gegebene Beschreibung des Vermissten passe vollständig auf ihren Kranken.
Nachdem Sterlich diesen Brief gelesen, hielt er die Hände vor's Gesicht und weinte bitterlich. Raum wollte er, wie er seiner Frau diese Nachricht beibringen sollte. Doch sie kam ihm zuvor, flüsterte in's Zimmer, nachdem



